

Franz X. Eder

Vom Staat, der Krankheit und den Geheimnissen des Lebens

Drei Publikationen zur Sexualitätsgeschichte

Um es gleich vorweg zu sagen: Über „Sex“ in früheren Gesellschaften – heißt über die individuellen sexuellen Praktiken, Wünsche und Phantasien – erfährt man in den hier vorgestellten Publikationen nur am Rande. Angesichts der nunmehr rund zwanzig Jahre dauernden Debatte über die soziale Konstruktion der „Sexualität“ überrascht dies jedoch kaum. Bereits eine ganze Reihe von Autoren und Autorinnen hat sich während dieses Zeitraumes an der These von der Historisierung der „Sexualität“ und ihren theoretischen Untiefen sowie der schwierigen Quellenlage abgearbeitet. Die zentralen Fragen der sozialen Konstruktion der modernen „Sexualität“ – Wie und warum kommt es zu ihrer Erfindung und auf welche Art und Weise bestimmt bzw. beeinflusst sie die Selbstinterpretation und das Verhalten der Subjekte? – wurden dabei aber nicht befriedigend beantwortet.

Ein Aspekt hat eine besonders heftige Diskussion ausgelöst: das Sexualwissen. Grob vereinfacht und polarisiert dargestellt, behauptet die eine Seite, daß in den letzten drei Jahrhunderten vor al-

lem in den Natur- und Humanwissenschaften eine neue Art des Wissens und dadurch eine spezifische Form der sexuellen Selbstausslegung des Menschen, eben die „Sexualität“, entstanden sei. Die Gegner dieser These hingegen sehen in der Verwissenschaftlichung des Sexuellen einen Diskurs, der sich bloß im Elfenbeinturm der Wissenschaften abspielte und von einem Großteil der Bevölkerung überhaupt nicht rezipiert wurde. Und selbst wenn die wissenschaftlichen oder populärwissenschaftlichen Schriften Leser oder Leserinnen fanden, hätten diese das dort repräsentierte Wissen nicht einfach übernommen, sondern gefiltert und reflektiert.

Nachfolgend besprochene drei Publikationen tragen zur Debatte um die Konstruktion des Sexualwissens auf recht unterschiedliche Art und Weise bei. Da sind einmal Roy Porter und Lesley Hall, Mitarbeiter des renommierten *Wellcome Institute for the History of Medicine*, London, die mit ihrem neuesten Buch die ‚Kreation‘ des Sexualwissens in Großbritannien analysieren wollen:

Roy Porter u. Lesley Hall, *The Facts of Life. The Creation of Sexual Knowledge in Britain, 1650–1950*, New Haven u. London: Yale University Press 1995.

Gleich mit dem ersten Satz des Buches gehen die Autoren in medias res: „This book is scarcely an instance of ejaculatio praecox.“ (S. XI) Wobei es sich hier allerdings nicht um eine gegenseitige intellektuelle Befruchtung handeln dürfte, sondern eher um eine Zweckehe. Wer das bisherige Werk Porters und Halls kennt, wird schon aufgrund des Inhaltsverzeichnisses feststellen können, daß Porter, ohne daß dies explizit gemacht wird, für Teil I *From restoration to Victoria*, Hall für Teil II *The Victorians and beyond* verantwortlich ist. Angesichts dieser Zweiteilung wird auch klar, warum Gliederung, Aufbereitung des Materials und Stil stark divergieren. Man hat den Eindruck, zwei Bücher zu lesen, deren Anspruch allerdings gleich ist: „Our work is an examination of the codification of sexuality. (...) The ‚Facts of Life‘ aims to examine the underlying politics of sexual knowledge.“ (S. 4)

Porters Beitrag deckt die Zeit von circa 1650 bis 1800 ab und ist zu einem Gutteil bereits aus früheren Veröffentlichungen bekannt. Neues bringen hauptsächlich die detaillierten Reflexionen über die literarische Gattung „Sexualratgeber“ wie auch das Kapitel I, das eine unterschiedliche Standpunkte berücksichtigende Synthese der sozial- und kulturgeschichtlichen Forschung über das Sexuelle im 17. und 18. Jahrhundert versucht. Nach Porters Meinung hat es in diesem Zeitraum vor allem in den britischen Städten eine grundsätzlich tolerante Haltung gegenüber dem

Sexuellen und eine öffentliche Sichtbarkeit desselben gegeben. Umgekehrt wurden aber sowohl die Frauen als auch die städtischen und ländlichen Unterschichten und alle nicht ehelichen und nicht heterosexuellen Praktiken von der Toleranz ausgenommen und strikten religiösen und moralischen Normen unterstellt.

Aus früheren Aufsätzen kennt man bereits Porters – nun allerdings abgeschwächte – Foucault-Kritik: Foucaults Zurückweisung der „Repressionsthese“ ignoriere sowohl die Geschlechterperspektive als auch die historische Realität (die Menschen des 19. Jahrhunderts hätten ja tatsächlich über den Sex geschwiegen). Die restlichen Kapitel widmen sich einigen von Porter an anderer Stelle analysierten Bestsellern der englischen Sexualratgeberliteratur: Da wird das anonym erschienene „Aristotle’s Master-Piece“ (erste englische Ausgabe im Jahr 1684) in seinen unterschiedlichen Versionen vorgestellt und als Werk an der Schwelle von „altem“ und „modernem“ Wissen eingereiht: Es verbindet „the organic philosophy of Aristotle, the optimistic naturalism of the early Enlightenment (...) and the earthy realism of popular culture“ (S. 53). Sexuelle Freude würde in ihm nicht als Tabu, sondern als eine natürliche Funktion dargestellt, die, wenn sie innerhalb der Ehe und zum Zwecke der Reproduktion geschehe, der individuellen Gesundheit wie dem Wohle des Staates diene.

Die englische Übersetzung von Nicolas Venettes *Tableau de l’amour conjugal* (Original 1686; englisch 1703) steht stellvertretend für die janusköpfige medizinische Sicht des Sexuellen am Beginn der Moderne: Sie konnte die al-

ten Vorstellungen der Humorallehre oder der antiken Embryologie scheinbar problemlos mit „modernen“ Wissenskomplexen verschmelzen – z. B. werden nun weibliche Genitalien nicht mehr als invertierte männliche, sondern als unabhängiges zweites Geschlecht gedacht. Venettes eigentliches Objekt ist jedoch noch immer der physische Part der Fortpflanzung. Die Psychologie der erotischen Attraktion hält er für weitgehend unproblematisch, Männer und Frauen erscheinen ihm „von Natur aus“ lasziv. Modern ist das bis ins 19. Jahrhundert immer wieder neu aufgelegte Werk hingegen auch deshalb, weil es die (eheliche) Liebe ins Spiel und in Verbindung mit der Sinnlichkeit bringt.

Foucaults Agenten der Sexualisierung – Ärzte, Pädagogen etc. – ist Porter im Zusammenhang mit der „Onania“ und der Literatur über die Masturbation auf der Spur. Ihre Funktion bei der Verbreitung des Wissens sei jedenfalls zu relativieren: Nicht nur in Großbritannien ließe sich hinter den Absichten der Schreiber eine Mischung aus Wissensvermittlung, Pornographie und Kommerz eruieren. Und nicht die akademisch ausgebildeten und bereits etablierten Ärzte seien die eigentlichen Produzenten des Onanie-Diskurses des 18. Jahrhunderts gewesen, sondern die „quacks“, die mehr an Auflagenzahlen und am Verkauf ihrer Pillen und Mittelchen interessiert waren. (Hier unterscheidet sich die britische Szene jedenfalls deutlich von der des deutschsprachigen Raumes, wo die hehren pädagogischen Ziele der Philanthropen den Ton angeben.) Im 17. Jahrhundert hätten die Kurpfuscher ihren Klienten das Geld wegen deren Angst vor Geschlechtskrankhei-

ten aus der Nase gezogen, im 18. Jahrhundert wegen der Furcht vor den Folgen der Selbstbefleckung. In beiden Fällen hätten sie selbst aber die Ängste (mit-)geschürt.

Auf die Frage, warum denn die analysierten Schriften zu Bestsellern werden konnten und auf welchem fruchtbaren kulturellen Boden etwa die Onanieangst wachsen konnte, hat Porter nur wenig anzubieten: Die Verlängerung der Kindheit und die Intensivierung der Eltern-Kind-Beziehung hätten dazu geführt, daß man Kinder stärker vor „Unzucht“ bewahren wollte. Weiters hätte sich die Rationalisierung des bürgerlich-kapitalistischen Ethos in einer Haltung des (Samen-)Bewahrens niedergeschlagen. Sozial- und kulturgeschichtliche Interpretationen, Erklärungen und Thesen wird man in Porters Buch(-Teil) insgesamt nur selten finden – am ehesten noch im Zusammenhang mit den medizinischen Diskursproduzenten. Ansonsten ist Teil I einer intrinsischen Wissensgeschichte bzw. einer Geschichte der Kommerzialisierung des Wissens verpflichtet, die den historischen Background weitgehend ausblendet. Traditionelle Medizin-, Institutionen- und Ideengeschichte dominieren hier – obwohl Porters Name ja für eine sozialgeschichtliche Neuorientierung der Medizingeschichte steht – gegenüber Fragen der sozialen Konstruktion der „Sexualität“ innerhalb des frühen Bürgertums.

Der von Lesley Hall verfaßte Teil II beginnt mit einer Enttäuschung: Die *Introduction: Towards Victoria* entpuppt sich als gescheiterter, knapp siebenseitiger Versuch, die Entwicklung des Sexualwissens in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu skizzieren. Wer hier Erklärungen

für die Entwicklung des Viktorianismus erwartet, wird mit einigen Ausführungen über den *Evangelicalism*, Malthus und die Wiederauflage der klassischen Sexualratgeber abgespeist. Neue Formen des Sexualwissens etwa in Form der Pathologisierung der weiblichen Sexualität in der Frauenheilkunde bleiben fast gänzlich unerwähnt. Nach diesem schwachen Einstieg hat dann Hall für die Zeit von 1850 bis 1950 aber wesentlich mehr zu bieten als ihr Ko-Autor: Man merkt sofort, daß sie hier auf eine fast unüberschaubare Literatur zur viktorianischen Sexualität und auf ihre eigenen Forschungen über die „Sex-Surveys“ und das Sexualwissen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zurückgreifen kann.

Nach 1850 sei „Sexualität“ in Großbritannien immer mehr zum öffentlichen Thema geworden: In Zeitungen, Vereinen und anderen Pressure-groups wurden vor allem die Folgen der Prostitution, der venerischen Krankheiten und der Masturbation diskutiert. Zur Beseitigung der angeblichen Mißstände schrieben sich sowohl die „Quacks“ als auch die Ärzte, unter Verweis auf die Inkompetenz des jeweils anderen, die Finger wund. Gesetzesvorlagen wie auch tatsächlich erlassene Gesetze (wie die *Contagious Diseases Acts* der 1860er Jahre) wurden durch diese Form der Wissensdistribution beeinflusst. Während der Kriege galt das öffentliche Interesse in verstärktem Ausmaß der Entwicklung der Geburtenrate und der Frage der Kontrazeption.

Die frühe Sexualwissenschaft Großbritanniens (ab den späten 1880er Jahren) unterscheidet sich von der kontinentalen – die sich aus der Psychopathologie heraus entwickelt – vorerst durch ihre biolo-

gische Ausrichtung. Wegbereiter wie Patrick Geddes, J. Arthur Thomson, Edward Carpenter und vor allem Havelock Ellis haben zudem eine liberalere Einstellung gegenüber devianten Varianten der menschlichen Sexualität. Die Kategorisierung und Etikettierung der „Homosexualität“ oder der „Pathologien des Geschlechtslebens“ spielen bei ihnen – im Vergleich etwa zu Richard von Krafft-Ebings *Psychopathia sexualis* (1886) – nur eine untergeordnete Rolle. Hall postuliert sogar, daß die kontinentalen Formen des Sexualwissens von den Engländern als schmutzig und dubios abgelehnt wurden und eigentlich als unerwünschter Import galten.

In Kapitel 8 *The Authority of Individual Experience and the Opinion of Experts: Sex as Social Science* arbeitet Hall ein weiteres Spezifikum heraus. Im Gegensatz zum deutschsprachigen Raum werden die sexuellen Fallgeschichten in Großbritannien im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert nicht über die Patienten der Privatärzte, der Kliniken und Sanatorien erstellt, sondern über „normale“ Männer und Frauen. Dabei bedienen sich die teilweise gar nicht akademisch/medizinisch ausgebildeten „Sexualforscher/innen“ zuerst der Informanten und Informantinnen aus eigenen Kreisen, erheben mit der Zeit aber zunehmend repräsentative Samples. Die bekannten Fallgeschichten Ellis' sind im Vergleich mit Freuds „Fällen“ weniger „Geständnisse“ (im Sinn Foucaults), sondern fragmentarischer, weniger theoretisch, dafür aber mehr an der „Wahrheit des Berichteten“ interessiert. Insbesondere weibliche „Sexualität“ wird von ihm unabhängig von männlicher Normgebung akzeptiert.

Beeindruckend ist, wie Hall die Entstehung einer neuen Form des Eheratgebers nach dem Ersten Weltkrieg darstellt. Mit Marie Stopes' *Married Love* kommt im Jahr 1918 ein Buch auf den Markt, dessen Erfolg nur von Theo H. van de Velde europaweit vertriebenem Bestseller *Die vollkommene Ehe* übertroffen wird. Stopes' Erfolgsrezept ist – in Halls prägnanter Diktion – einfach: „Married Love⁴ was also short, something that could be read in one evening, and got straight to the problems of human marital sexuality in contemporary British society without climbing the evolutionary ladder or covering the globe first.“ (S. 209)

Stopes und ihre Nachfolger/innen am Ratgebermarkt pflegten aber auch die Kommunikation mit den Rezipient/innen und produzierten so einen Quellenbestand, aus dem Hall immer wieder schöpft. Hier sind, für Großbritannien zum ersten Mal, einerseits ein breiteres autobiographisches Material über die „Sexualität“, andererseits aber auch Informationen über die Wirkungen des Sexualwissen dokumentiert. Die hauptsächlich von bürgerlichen Männern und Frauen verfaßten Briefe zeigen geringe oder falsche Information bei beiden Geschlechtern, sie berichten aber auch von den Ängsten und den Freuden des Geschlechtslebens. Auch die Wirkung der neuen positiven Sexualratgeber erscheint recht widersprüchlich: Glaubt man den Mitteilungen Stopes' als auch der Leser/innen, dürften sie zum einen neben ‚besserem‘ Wissen auch ein höheres Maß an Offenheit und gegenseitiger Bedachtnahme initiiert haben. Zum anderen sahen sich nun Männer – nach einem Jahrhundert viktorianischen Frigiditätspostu-

lats – mit einem Bild von orgasmusfähigen und -willigen Frauen konfrontiert, das ihnen offensichtlich Angst einflößte und Impotenz erzeugte.

Die Vorrangigkeit der medizinischen Wissenskonstruktion gegenüber anderen Formen des mündlichen, schriftlichen oder bildlichen Wissenstransfers wird von Hall anschließend zumindest in Frage gestellt. Die Autorin zeigt, daß das wissenschaftliche wie populäre Sexualwissen über die Presse und den Roman genauso vermittelt wurde wie durch das Gespräch unter Freunden oder die Beobachtung; einzig die immer wieder eingeforderte Sexuaufklärung durch die Eltern oder die Ärzte hätte nie so richtig funktioniert.

Ob die im Kapitel *A Specifically British Sexual Knowledge?* festgeschriebenen britischen Charakteristika halten werden, kann erst der noch ausstehende Vergleich mit anderen nationalen Wissenskulturen zeigen. Nach Hall zeichnet sich das britische Sexualwissen durch moralische Ernsthaftigkeit und lüsterne Erregung, durch einen extremen Klassen-Bias, durch die Verdammung alles „Fremden“ (insbesondere des „Französischen“), durch eine prinzipielle Toleranz gegenüber der Privatsphäre bei gleichzeitig hoher Bereitschaft zu öffentlichen „panic attacks“ und der Bildung von „purity organisations“ sowie durch die Präferenz der ehelichen Fortpflanzung und der ‚natürlichen‘, heterosexuellen Praktiken aus.

Um die Geschichte der sozialen Konstruktion der „Sexualität“ im deutschsprachigen Raum steht es bislang, abgesehen von Detailstudien und empirisch wenig untermauerten Aufsätzen, eher schlecht. Zumindest in einer Hinsicht

bringt die offensichtlich aus einer Dissertation hervorgegangene Untersuchung von Corinna Wernz einen Fortschritt:

Corinna Wernz, *Sexualität als Krankheit. Der medizinische Diskurs zur Sexualität um 1800*, Frankfurt am Main: Ferdinand Enke Verlag 1993.

Wernz hat in sehr umfassender Art und Weise mehr oder weniger wissenschaftliche deutschsprachige Texte von Ärzten, aber auch von Theologen, Pädagogen, Juristen und Philosophen zusammengetragen und mit Hilfe der ‚strukturellen Textanalyse‘ (nach Michael Titzmann, welcher wiederum auf A. J. Greimas zurückgreift) bis ins Detail beschrieben. Ziel ihrer Arbeit ist eine Rekonstruktion des Konzepts von Sexualität bzw. Erotik im Zeitraum zwischen 1770 und 1830 oder anders gesagt: zu zeigen, „welche Bereiche der wahrnehmbaren oder imaginierten ‚Realität‘ – aus der Sicht der Texte – zum Komplex Erotik gehören“ (S. 1). Entsprechend der gewählten Untersuchungsmethode eruiert Wernz zuerst die expliziten Aussagen, dann die impliziten, heißt logisch präsupponierbaren Aussagen und erstellt abschließend Basispostulate und Regularitäten. Das alles stellt die Autorin auf eine Art und Weise dar, die die Bedeutung des Sexuellen im Körperbild um 1800 – wenn auch nicht neu – aber doch systematischer zeichnet und so das Buch zu einer wahren Goldgrube für weitere sexualitäts-, aber auch medizin- und sozialgeschichtliche Forschungen macht.

Einleitend wird das System „menschliches Subjekt“ als Ökonomie von „Körper“ und „Seele“ beschrieben, wobei den Mediatoren zwischen beiden (den „Nerven“

und „Leidenschaften“) eine genauso große Rolle zugeteilt wird wie der Kommunikation zwischen Subjekt und Umwelt (durch „Sinnesreize“ und „Nahrung“). In den Texten wird der „Körper“ mittels tropischer Wendungen vom Subjekt abgetrennt und als ‚Haus‘, ‚Maschine‘, Mikrokosmos etc. kodiert. Dabei erfolgt auch eine Abwertung des Unterleibes, welcher in der Folge als überflüssig bzw. sekundär gegenüber anderen Körperzonen erscheint.

Die Systematik der „Sexualität“ umfaßt einmal die Regeln für den heterosexuellen ehelichen Geschlechtsverkehr (Frequenz, Tages- und Jahreszeit sowie Positionen beim Koitus), weiters eine Differenzierung sexueller Stimulation (wie Sinneswahrnehmungen oder bestimmte Techniken), aber auch geschlechterspezifische Orgasmusdarstellungen im Zeichen der Fortpflanzung (Ein-Genitalien-Modell oder Täter-Opfer-Relation) und die Funktion sozialer Faktoren für das Sexualitätskonzept (nicht monogame Lebensformen, Ehe und Staat).

Im Gegensatz zu Porter und Hall, die diesen Aspekt fast völlig ausblenden, betrachtet Wernz in einem wichtigen Kapitel auch die semantischen Auffälligkeiten der Texte: In den Metaphern würden „orale Inkorporationen“ die Mann-Frau-Beziehung und den sinnlichen Genuß insgesamt darstellen; die Metapherngruppe „Flüssigkeit“ habe die Aufgabe, sexuelle Sachverhalte in den jenseits des Subjekts gedachten Außenraum zu transferieren und damit wahrnehmbar und kontrollierbar zu machen; und die Metaphorik der „Agrikultur“ und „Reduplikation“ diene zudem der Depersonalisierung und Desexualisierung

der Fortpflanzung. Dem Denksystem der Spätaufklärung entsprechend ließen sich auch im hier repräsentierten Wissen Symmetrie- und Äquivalenzbildungen unterschiedlicher Realitätsbereiche feststellen: Homöostase- und Gleichgewichtsdenken verbinden so zumindest ökonomische und sexuelle Normen (das anale „Spar-, Geiz- und Kontrollmodell“) (S. 290).

Schließlich versucht Wernz „einen für das ‚Durchschnittsindividuum‘ des behandelten Zeitraums gültigen ‚psychopathologischen Befund‘ und eine ‚Strukturdiagnose‘“ (S. 222). Sie kommt zum Schluß, daß neben der eben angesprochenen, bewußtseinsfähigen analen Komponente in den Texten eine unbewußte orale auszumachen sei, die eine Störung des Gleichgewichts zwischen Staat und Bürger – ersterer droht letzteren zu verzehren – darstellt. Die klinische Diagnose des „Durchschnittsindividuum“ lautet sodann: „Borderline-Persönlichkeitsorganisation mit zwanghafter und sexualisierender Abwehr oraler und analer Triebkonflikte und mit gefährdeter psychosexueller Identität.“ Insgesamt hätten die literarischen und medizinischen Sexualdiskurse die „Funktion zur Aufrechterhaltung tradierter Normen (...), die sich durch eine konsequente Anwendung aufklärerischer Prämissen nicht mehr halten ließen“ (S. 292).

Was diese mit viel Selbstvertrauen vortragene Diagnose nun sozial- und kulturgeschichtlich und am Untersuchungsobjekt konkretisiert eigentlich bedeuten soll, verschweigt uns Wernz jedoch. Sie versucht dieses gravierende Manko auch gar nicht zu kaschieren: In der Einleitung schreibt sie, daß sie „auf die Recherche historischer soziologisch relevanter Quellen

verzichtet“ (S. 2) habe – auf die Lektüre eines Großteils der einschlägigen historiographischen Literatur leider auch. Und so bleiben ihr zum Beispiel Unregelmäßigkeiten im Textkorpus – etwa die Tatsache einer Häufung von Schriften in den 1790er Jahren – ebenso ein Rätsel wie die Frage, warum sich das Denksystem der Aufklärung insgesamt und das Körperkonzept und die „Sexualität“ im speziellen so und nicht anders entwickelt haben. Die historiographische Schelte ließe sich hier noch beliebig fortsetzen – am Selbstverständnis der dem Buch unterlegten ‚strukturellen Textanalyse‘ würde sie jedoch größtenteils abprallen: Postuliert diese doch, daß Aussagen nur dem Textkorpus zu entnehmen und Autor, Rezipient und soziale Konstruktion einer „objektiven“ Textanalyse per se fremd bleiben werden.

Ein völlig anderes, sozialhistorisch abschlußfähiges Textverständnis liegt einer weiteren Untersuchung über die „Sexualität“ in Deutschland zugrunde:

Isabel V. Hull, *Sexuality, State, and Civil Society in Germany, 1700–1815*, Ithaca u. London: Cornell University Press 1996.

Isabel V. Hull, Professorin für Geschichte an der Cornell University, sieht in ihrem lange angekündigten Buch „Sexualität“ in einem viel umfassenderen Rahmen, nämlich als „Sexual-System“. Darunter versteht sie „the patterned ways in which sexual behavior is shaped and given meaning through institutions“ (S. 1). Der Neuentwurf des Systems im Zuge der großen Transformation vom Absolutismus zu den Frühformen des modernen Staates ist ihr zentrales Thema. Die Stu-

die stützt sich sowohl auf von staatlichen Institutionen produzierte Dokumente als auch auf die „written public opinion“. Als Untersuchungsgebiet hat Hull aufgrund heterogener religiöser, demographischer, ökonomischer und administrativer Merkmale die Territorialstaaten Baden-Baden, Baden-Durlach, Bayern, Hamburg und Preußen ausgewählt.

Sie zeigt, daß der Absolutismus viel sensitiver gegenüber den traditionellen, dem sozialen Gefüge entstammenden sexuellen Verhaltensweisen war, als man dies aufgrund der Theorie der „Sozialdisziplinierung“ bislang angenommen hat. Dabei postuliert sie, daß das Ancien régime auch ein im Vergleich mit den bürgerlichen Sexualrestriktionen größeres Maß an Geschlechtergleichheit erlaubte. Die deutschen absolutistischen Staaten waren in Sachen „Sex“, im Gegensatz zu den umfassenden Ambitionen der Kirche, bloß am heterosexuellen, prokreativen und ehelichen Geschlechtsverkehr und seinen Entgleisungen (wie illegitimen, durch die Gemeinde womöglich zu versorgenden Kindern) interessiert. Dabei übernahmen sowohl die protestantischen als auch die katholischen Staaten die von der Reformation entwickelte, prinzipiell positive Beurteilung der „ehelichen Freuden“ als auch deren schriftliche Verregelungen des sexuellen Lebens.

In einem Rückblick stellt Hull die „Sexualethik“ der Reformation und die Reaktion der katholischen Kirche auf diese „Sexualisierung“ dar und beschreibt die Funktion der regulierenden (und nicht nur unterdrückenden) Institutionen: die Familie, „Hausvater“ und „Hausmutter“ und die Gemeinde. Deren Intentionen, wie die Aufrechterhaltung der dörfli-

chen, ständischen Hierarchie oder der Geschlechterdifferenz, seien weitgehend identisch mit den in den staatlichen Kodizes, Sittlichkeitsordnungen und Verregelungen niedergeschriebenen Normen (die von der Autorin bis ins 16. Jahrhundert zurück verfolgt werden). Von einem von oben oktroyierten „Sexual-Modell“ könne deshalb ebensowenig die Rede sein wie von der staatlichen Penetration einer (noch nicht existierenden) „Privatsphäre“. In diesem Kontext wehrt sich Hull auch gegen die Repressionsthese, um dann selbst den meines Erachtens recht gelungenen Versuch einer umfangreichen, positiven und materiellen Definition der sexuellen Begierde in der Frühen Neuzeit zu liefern.

Die „Praxisnähe“ der absolutistischen Sexualregulierung würde von der Aufklärung als Scheitern interpretiert und deshalb zur Sexualreform aufgerufen. Zwei Themen dominierten dabei den Diskurs: Erstens das „Kindsmord“-Motiv, dessen Dramaturgie zufolge ein bürgerliches keusches Mädchen von einem lasziven Adligen verführt, nach der Geburt eines illegitimen Kindes verlassen und in einem Anfall von „Wahnsinn“ zur Kindesmörderin wird. Zweitens die „Onanie“, bei der ein Knabe aus bürgerlichem Haus seine Ressourcen als zukünftiger Bürger verschwendet. In beiden Fällen würden die Sprengung der ständischen Fesseln in der Form eines Gedankenexperiments durchgespielt und die Folgen der freigesetzten und ungezügelten sexuellen Triebe für die ersehnte Realisierung der bürgerlichen Gesellschaft problematisiert.

Hull behandelt Gesetzestexte, medizinische und pädagogische Schriften als Diskurse und kann deshalb die soziale

Konstruktion des Sexualwissens in all ihren Facetten betrachten. So analysiert sie auch die „Praktiker der bürgerlichen Gesellschaft“ (Kapitel 5) – die Diskursträger – bezüglich ihrer Absichten aber auch ihrer Ängste. Die bürgerlichen Männer sahen sich, phantasmagorisch befreit von allen ständischen Markierungen, als gleiche aber auch als „nackte“ (heißt sozial nicht verortbare und ihrer Identität beraubte) Individuen. Ihr Nachdenken über die „Sexualität“ von Frauen sei deshalb u. a. als identitätsbildend für das eigene Geschlecht zu verstehen.

Die letzten drei Kapitel widmet Hull der Entwicklung der Sexualgesetzgebung mit Schwerpunkt auf dem Feuerbachschen Kriminalkodex für Bayern (1813) und der Einführung des *Code Napoléon* in Baden. Obwohl die Liste der Sexualdelikte und ihre Bestrafung in den Gesetzeswerken während des 18. Jahrhunderts weitgehend unverändert blieb, hatte sich die Gerichtspraxis bereits in die Richtung milderer Urteile entwickelt: Schand- und Geldstrafen lösten mit der Zeit Körper- und Kerkerstrafen ab. Im anthropologischen, philosophischen und medizinischen Diskurs des späten 18. Jahrhunderts wurden die Rahmenbedingungen für die bereits genannte Liberalisierung des Strafrechts festgelegt. Bei Feuerbach verschwinden zum ersten Mal im deutschsprachigen Raum die konsensualen Sexualakte aus den Paragraphen, bei ihm existiert keine eigene Kategorie für „Fleisches-Sünden“ mehr. Sein Gleichheitsdenken ist so weit entwickelt, daß sogar Männer und Prostituierte Opfer einer Vergewaltigung werden können. Der *Code Napoléon* wiederum führt in Baden zu einem kontroversiellen Diskurs und einer

ebensolchen Gesetzeslage: Ledige Frauen waren hier nicht nur sexuell, sondern auch bezüglich ihrer sonstigen bürgerlichen Rechte gleichgestellt, verloren diese aber mit der Verehelichung.

Hulls Untersuchung ist ein hervorragendes Beispiel für die integrative und vergleichende Analyse unterschiedlicher Formen des Sexualwissens und die grenzüberschreitende Untersuchung fachwissenschaftlicher populärer Diskurse. Alle diese Wissensformen und -konstruktionen wird man berücksichtigen müssen, wenn es in Hinkunft darum geht, die Erfindung der modernen „Sexualität“ zu klären. Diese Studie belegt nochmals, welche neuartigen historischen Perspektiven „Sexualität“, als gesellschaftliches Phänomen betrachtet, noch immer eröffnet.